



Abend -

Zeitung

19.

Montag, am 24. Januar, 1820.

Dresden, in der Arnoldischen Buchhandlung.
Verantw. Redacteur: E. G. Th. Winkler. (Th. Hell.)

Von den Liebeshöfen des frühern Mittelalters
im südlichen Frankreich nach Raynouard.

Von Fr. Kuhn.

Wenn in einer vielseitig gebildeten Zeit, wie die unsre, es ganz in der Ordnung ist, daß Wissenschaft und Kunst immer lebendiger sich hervorthun und weit entfernt, sich mit der stillen Abgezogenheit des Arbeitszimmers allein zu begnügen, erst dann ganz würdig und wirksam zu seyn glauben, wenn sie unmittelbar in das Leben auch der größern Menge eingreifen, derselben ernste oder heitre, aber immer wahre und lebenskräftige Bilder, bald aus dieser, bald aus jener Zeit vorstellen, sie dadurch allmählich an einen hellern und frätigern Blick auch in das Ferne gewöhnen, und so bisweilen den Verstand und das Gedächtniß in Anspruch nehmen, da der Mangel an genialen Productionen in der Poesie, im Verhältnis zu dem alltäglichen Bedürfnisse der lesenden Welt leider nur zu oft an das Unrührige verweisen muß, und an diesem sich inleht selbst der Sinn für das Schöne abstumpft; dann können namentlich Darstellungen aus der Sittengeschichte einer der wenigen Zeitperioden nicht unwillkommen seyn, in denen recht eigentlich das Schöne mit dem allgemeinen Leben Hand in Hand ging.

Eine ganz besonders gestaltet gewesene Zeit dieser Art, gleichsam eine neue aus sich selbst hervor-

gegangne Blume, wie dergleichen ja auch täglich noch in unsern Gärten, als immer neue Spiele der dunkelschaffenden Natur entstehen, war um die Zeit des zwölften Jahrhunderts, im südlichen Frankreich nach den Pyrenäen hin. Die schöne Haltung, welche dort die Poesie, und doch nur selten phantastisch, gegen das öffentliche und häusliche Leben genommen hatte, die innige Vermischung aller Elemente des Schönen mit der wirklichen Welt, wie dort die kräftige, freilich aber auch mitunter rohere Hand, das Schöne aufzufassen und nach den frischsten Musterbildern einer nicht erlernten, sondern selbst gefundenen Kunst verarbeitet, bald darauf nach allen Burgen und den Städten trug, so daß jedes neue Lied Tausende von Hörern fand, die sich, ohne gerade erst streng zu untersuchen, was es seyn sollte und wie es wohl auch sonst noch seyn könnte, nur freuten, wieder Neues zu hören, bis abermals noch neuere Lieder es wieder verdrängten; dieser schöne Bund der Kunst mit dem Leben, ist seitdem nie wiedergekehrt und vorher auch, und wohl selbst in Griechenland nie vorhanden gewesen, als wo die Kunst vielleicht würdiger dastand, aber niemals das allgemeine Leben so wirksam ergriffen hat, daß rings umher fast alle Zeitgenossen nicht nur hätten empfangen, sondern auch nach aller ihrer Kraft selbst hätten schaffen und darbioten wollen. Hierzu das Ringen zweier von einander ganz divergirenden Sprachen, als der untergehenden

Römischen und der aufsteigenden Germanischen und ihre schnelle, nur im Feuer des Genies so schnell begreifliche Verschmelzung zu einem neuen Idiome, zu dem herrlichen Romanzo, in dem sich, wie in einem himmelblauen breiten Strome bald alles Schöne der jungen wiedergeborenen Welt, klar und ursprünglich abspiegelte; und dann endlich eine politische Lage der damaligen Staaten zu einander, nach welcher kein großes allgemeines Elend, wie später so oft in dem neuern Europa, einen halben Welttheil hätte überziehen können; und bei dieser Ruhe vor allen dem politischen Jammer im großen Styl denn doch wiederum alle Geschäftigkeit eines romantischen Heldenalters, aber mit immer weit abgelegnen, in ferne, schöne, östliche Gegenden hinausgedrängten Kampfplätzen, die Kreuzzüge, die Kämpfe mit den Ungläubigen in der hohen ewigen Verdienstlichkeit jeder darum übernommenen Anstrengung und Mühe, gleichsam das große Geschäft des Jahrhunderts; das davon unzertrennliche Elend der Zeit, nach jener Ansicht ganz gerechter Weise, auf die Häupter der Feinde Christi gehäuft, dazu Beute, Herzogthümer, Kronen und Reiche, auch schon als irdische Belohnung der christlichen Heldenthaten und eine kindliche Beschränktheit des Blickes in Geschichte und Weltkunde, in welcher schon das Entfernte und Fremde an sich als wunderbar, als zauberhaft und außerordentlich erschien und der Einbildungskraft Spielraum und Gestalten zu mannichfachen Schöpfungen gab!

Dies der Vorgrund jener Zeit in jenem schönen Frankreich, der jedoch gegenwärtig nicht weiter ausgebildet werden kann. Aber er umfaßt auch zugleich eine eigne, ebenfalls sonst nirgend vorhandenen gewesene Erscheinung des damaligen sittlichen Lebens, mit welcher auch die größere Menge etwas näher als früher möglich war, bekannt zu machen, die Absicht der nachstehenden Blätter ist. Schon oft ist der Liebeshöfe aus jener Zeit der Troubadouren und provençalischen Dichter, in dem anmuthigen Lande der frohen Kunst, wie sie die Poesie nannten, erwähnt worden, aber immer nur, wenn auch als einer holden, zarten, eigenthümlichen Erscheinung — in dem Helldunkel einer unbestimmten nebulirenden Existenz. Der französische Gelehrte Raynouard, ein Mann, der fast allein es auf sich genommen und geleistet hat, die schöne provençalische Zeit, wie sie in Tausend Liedern zwar auf uns gekommen, aber unverstanden und unbenutzt im Staube dalag, aus ihren Grä-

bern hervorzurufen und, mit Klarheit angethan, in unsre späte Zeit, wie von Neuem einzuführen, der hiermit die Aera jener eigenthümlichen und durchaus originalen Kunst erst vor uns aufgeschlossen und so viele neue, anmuthige Erscheinungen gleichsam an unser Herz gelegt hat, der endlich eben auch hiermit dem philosophischen Forscher der Völkergeschichte und Menschenbildung das ganz neue Schauspiel dargeboten hat: die Bildung des Romanzo gleichsam in seiner Wiege, wie Quellen tief im Schooße der Erde, zu belauschen und die heilige Gabe einer neuen Völkersprache, die sich immer weiter in neue Zungen ausgebreitet hat, von ihrem ersten Fallen bis zu dem frischen Aufstehen einer eigenthümlichen Poesie und später einer klaren, harmonischen Besonnenheit zu verfolgen; dieser treffliche Gelehrte, dessen Werk (*Choix des poesies originales des Troubadours* bis jetzt drei Bände bei Didot erschienen) allen Völkern angehört, hat auch über jenes Institut der Liebeshöfe, denn die zarte Idee, welche derselben zu Grunde liegt, hatte sich wirklich bis zu aller Formlichkeit eines stehenden Instituts ausgebildet, zuerst volles Licht verbreitet, und ich halte es eben in der Ansicht, die ich sogleich zu Eingang dieser Blätter angedeutet, für zweckmäßig, das hauptsächlichste aus den Raynouard'schen Aufklärungen mitzutheilen und so auch für Viele zugänglich zu machen. Es kann ja der Wissenschaft in Deutschland nicht zu viel werden, und wenn auch schon die Liebeshöfe nicht als eine ganz eigenthümliche Entfaltung des menschlichen Herzens, in einer dem Institute angemessenen Zeit, ein allgemeines Interesse haben sollten, so würden sie schon als ein noch erst vor kurzem unbeschriebenes Blatt, aus der Sittengeschichte des Menschengeschlechts, Aufmerksamkeit verdienen und durch die anmuthige Gestalt, in der sie aus einem nach unsren Begriffen viel rohern Zeitalter freundlich zu uns herüberblicken, die Theilnahme einer jugendlich frischen Gemüthsstimmung erregen.

Der Gelehrte, der, wie ich angeführt, auch über das Institut der Liebeshöfe ein noch helleres Licht, als früher, verbreitet hat, bediente sich hierbei vorzüglich eines bis dahin noch zu diesem Zwecke, wenigstens in Frankreich, nicht benutzten Manuscripts eines Geislichen an dem königlichen Hofe von Frankreich, Namens André, welches in lateinischer Sprache geschrieben und vormals dem Valuzius, gegenwärtig der königlichen Bibliothek zu Paris zugehörig, also anhebt:

Incipit liber de arte amandi et de reprobatione amoris editus et compilatus a magistro Andrea Francorum aulae regiae Capellano ad Galterium amicum suum cupientem in amoris exercitu militare etc.

Schon der Titel giebt zu erkennen, daß in dem Werke mehr eine Anleitung zu einer anständigen und reinen Liebe und zur Verwahrung vor entehrenden Verhältnissen gegeben, als von den Liebeshöfen ganz eigentlich gehandelt werden sollte. Allein nichts desto weniger enthält das Büchlein, obwohl nur gelegentlich, daher aber auch viel freier von dem Verdachte jeder absichtlichen Erdichtung, so viel einzelne und specielle Thatsachen über das gedachte Institut, ja selbst einen vollständigen Codex von 31 Artikeln, nach denen in mehreren Liebeshöfen bei vorkommenden Fällen gesprochen und beschieden wurde, daß fortan auch über diese Dinge fast nicht mehr Zweifel möglich sind. Was aber hierüber gefunden worden, hat der Verfasser unter drei Gesichtspunkte — den der Existenz der Liebeshöfe, den ihrer Zusammensetzung und der dabei eingeführten Formen und den der Gegenstände, die bei denenselben verhandelt worden, zusammengefaßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

H a y s a n - T h e e .

Die geliebte Ehehälfte eines alten Kanzleiherrn hielt gar zu gern Gesellschaft, hatte aber immer nicht die Kräfte dazu. Indes zu einer Kanne Plaudersuppe (Thee genannt) mußte dann und wann schon Rath werden. —

Der Herr Gemal gehörte aber zu jener Sorte von Hausherrn, welche die Erbsen in den Topf zählen. Was Wunder, wenn er noch viel genauer der Hausfrau das Wirtschaftsgeld zuzählte und von dessen Verbräuche die genaueste Rechnung forderte.

So verlangte denn Madam einst 3 Thlr. und rechnete aus dem Stegreife her, wohin und wofür das Geld aus dem Beutel in alle Welt wandern werde. Da hieß es nun unter andern auch und zwar im sanftesten, unschuldigsten Tone von der Welt: Einen Thaler und sechs Groschen für ein Viertelpfund Haysan - Thee.

Was — fuhr der alte Herr auf — 1 Thaler

6 Gr. das Viertelpfund — das Pfund also 5 Thlr. — bist Du toll?

„„ Aber Männchen! bedenke doch nur, wie lange so ein Pfund reicht — ein ganzes Jahr will ich davon Theegesellschaft halten. — Man muß doch natürlich vom besten nehmen, wenn man sich nicht bereden lassen will. „„ —

„ Ei, was bereden — 5 Thlr. das Pfund — nein das ist zu toll — wo kauft man denn aber die theuern Plauder - Suppen - Kräuter? „

„„ Wo anders, liebes Männchen, als beim Italiener? „„

„ Italiener — Italiener — immer toller — hab' ich in meinem Leben gehört, solchen Thee beim Italiener zu kaufen — ja, dann ist's freilich kein Wunder, wenn man so enorm theuer ihn bezahlen muß. „

„„ Nun, wenn Du ihn wohlfeiler zu schaffen weißt. „„

„ O ja — das Pfund für 2 Gr. — vielleicht noch billiger — aber freilich nicht beim Italiener — die Menschen schnellen unchristlich — sondern aus der ersten Hand, beim ersten, besten Förster. „ —

„„ Förster — Förster — Männchen! Du scherzest. „„ —

„ Nun, am frischesten und wohlfeilsten wird doch wohl beim Förster der Heusamen - Thee zu bekommen seyn? „ —

Madam lachte laut auf — belehrte sanft den Irrenden — dankte zeitlebens für dergleichen vaterländische Plaudersuppe — und erhielt — nach manchen feinen und unfeinen Worten — 1 Thlr. 6 Gr. zu Haysan - Thee. —

Richard Ross.

Akademisches Alter.

Was, mir will man die Thüre weisen? rief ein Student zu R... dem Markeur der Resource zu, der ihm den Eintritt verweigerte: ich bin schon sieben Jahre hier auf der Akademie.

„ Stille! „ versetzte der Vorsteher der Resource, Herr R..., indem er den Studenten freundlich auf die Schulter klopfte: „ ich bin hier seit dreißig Jahren auf der Akademie und ich würde mich schämen, lumpiger sieben Jahre wegen, nur ein Wort zu verlieren. „

R - r.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Chronik der Königl. Schaubühne zu Dresden.

Kabale und Liebe.

(Fortsetzung.)

In einigen Stellen der weichen Innigkeit wirkte die große Tiefe seiner Tonleiter, der es dann oft, was auch anderswo bemerkt worden ist, an sonoren Wohlklang gebracht und die gegen diese Jugend oft befremdend absticht, nicht vortheilhaft. Ueberhaupt schien uns der Grundton zu tief gegriffen. Damit ließe sich ja auch der Wallenstein sprechen! Wir erlauben uns hier, um einem Mann, der so viel Dankenswerthes entwickelt, den wir hochschätzen lernten, und dem, wenn er strenge gegen sich selbst ist, die Stufe der Meisterschaft nicht vergeblich winkt, unsere redliche Aufmerksamkeit zu beweisen, noch folgendes zu bemerken. Hrn. Beckers Eintritt in der Scene ist stets angenehm, aber auch der Situation stets angemessen? Gleich beim ersten Hereinfliegen in die Stube zur ängstlichen Luise vermischte man die Blut der ersten, alles aufopfernden, alles begehrenden Liebe, so wie beim letzten Eintritt, wo er mit den Mordgedanken hereinstürmt, die leidenschaftliche Unsicherheit in jeder Bewegung. In der ersten Unterredung mit dem Vater erwarteten wir ihn im Hut und Degen und weit ehrerbietiger gegen einen so gefürchteten Vater zu sehen. Da, wo er die Hand gen Himmel streckend, dem Erbe eines so abscheulichen Vaters entsagt, muß es weit mehr bezeichnet werden, daß er es bloß für sich spricht. Es wäre baarer Unsinn, wenn er es schon jetzt dem Vater zum Angehör sagte. Auch kann manche andere trostige Aeußerung durch in sich und abgekehrt Sprechen besser in Einklang gebracht werden. Darum können wir auch der Art, wie er in der so laut beklagten Effectscene, wo Luise abgeführt werden soll, gegen den so gefürchteten Vater alle Mittel erschöpft, nicht ganz unsern Beifall geben. Nimmt man alle Aeußerungen Ferdinands zusammen, so verliert er durch Zorn keinen Augenblick seine Besonnenheit und den vor dem Eintritt des Vaters so feierlich ausgesprochenen Entschluß. Nur gegen den Gerichtsdiener donnert er. Uebrigens wird die Sache zwischen Vater und Sohn, wenn auch in fliegender und leidenschaftlichster Hast, doch ganz abgesondert verhandelt. Die Gerichtsdiener müssen viel mehr zurück, die Hauptpersonen viel näher zum Proscaenium stehen. Wo er den Vater um Erbarmen anruft, wo er den Degen auf's Mädchen zu werfen droht (unstatthaft wäre jede Andeutung der Handlung selbst), wo er sich mit ihr an den Pranger stellen will, dieß alles sagte er bloß dem Vater, es kann also nicht durch gesteigertes Schreien Effect machen. Hat er nun gerufen: führt sie fort, so muß er den Vater weit weg auf die Seite reißen und ihn allein hörbar die alles entscheidende Drohung, die er längst als letztes Mittel in Bereitschaft hatte, in's Ohr raunen. Nur so tritt alles in sein wahres Verhältniß. So spielte Fleck, dessen Ferdinand Fr. Dieß in seinem Phantasus mit Recht die Krone zutheilt. Würdig und voll Anstand war sein Spiel gegen die Lady, doch hätte sein hier sonst sehr sprechendes Mienenspiel weit früher Betroffenheit andeuten sollen. In den

zwei Monologen war viel Kunstmalerei in Schatten und Licht oder in den Contrasten, aber es quoll nicht alles aus der Tiefe und entbehrte daher noch in mehreren Gegensätzen der innern, psychologischen Wahrheit und Gründlichkeit. Viel Studium im Plastischen und in der Declamation. Aber so wohlthuend dem Auge jenes auch seyn möchte, es kälte zuweilen durch Berechnung, und darum fanden in dieser ganz unbefangene Zuhörer wohl gar noch Anklänge vom Predigertou. Im zweiten Monolog, zu Anfang des vierten Akts, welchen wir die Feuerprobe des Künstlers in dieser Rolle nennen möchten, rasete er weit mehr als er liebte. Sein Zorn ging aus überreizter Verbitterung, nicht aus unaussprechlichem Jammer über die Selbstentwürdigung der Heißgeliebten hervor. Dieselben Bemerkungen dürften sich vor und nach der Vergiftungscene, besonders auch in den Aeußerungen gegen den Geiger, wiederholen. Das fürchtbare: wohl bekomm's! nachdem Luise getrunken hat, gelang weit besser, als das in namenlosen Schmerz aufgelöste: Luise, hast Du den Marschall geliebt? Denn trostiger Hohn überbot mehrmals die elegische Klage. Doch dieß sey für diesmal genug. Der Reichbegabte hüte sich nur vor jedem Anstreifen an Manier, blicke am häufigsten in den innern Spiegel der Gemüthswelt, sei mit ganzer Seele, was er so anmuthig scheint, und die deutsche Bühne wird bald einen hochgefeierten Künstler in ihm besitzen. Wir hoffen ihn als solchen in kurzer Frist wieder zu sehn! Unter den Mitgliedern unsers trefflichen Bühnens Vereins ist einer, dessen Ferdinand wir nie sahen. Wir sprechen die Stimme eines sehr achtbaren Publikums aus, wenn wir den Wunsch wagen, diesen gerade jetzt auch einmal den Ferdinand spielen zu sehen.

Von unsrer Luise — Schirmer — könnte mit größter Strenge doch nur Gelungenes angezeigt werden. Ihr, wir möchten sagen, keusches, die Linie nie überschreitendes Spiel, war tief und wahr. Wir sahen diese in den ungeheuern Anmuthungen des sich überfliegenden Dichters nur von den ersten, vollendeten Liebhaberinnen darzustellende, zur Probe für jugendliche Anfängerinnen durchaus nicht geeignete, Rolle auf andern Bühnen von sogenannten Meisterinnen tragiren!! Sie kann in zwei Endpunkten vergriffen werden. Man spielt sie entweder zu aufgelöst und weinerlich. Da ist sie anfangs ein ganz gewöhnliches Thränenkrüglein in grellem Abstand zwischen der zweiten Hälfte ihrer Rolle. Oder sie ist schwärmerisch, hochfliegend, verbildet und eingebildet. Mad. Schirmer ist in ihrem netten, doch höchst einfachem Anzuge, in jeder Bewegung, wo die fürchtbare Situation sie nicht aus und über sich fortreißt, ganz nur die arme Geigerstöchter, voll demüthigen Mißtrauens gegen eine Liebe, die nun ihr Lebenslust geworden ist. Doch sie ist eher Tochter, als feurige Geliebte gewesen. Dieß allein bringt Haltung in das sonst Unvereinbare. Von diesem Punkt geht ihr ganzes Spiel und selbst die Trauer aus, womit sie eintritt, wo manche, dieß nicht bedenkend, wohl mehr mädchenhafte Unbefangtheit wünschten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Darstellungen der Königl. Sächs. Hoffchauspieler.

Mittwoche, am 26. Jan. Zum Erstenmale: Emma di Resburgo. (Emma von Resbourg). Heroisches Melodram. Musik von Meyerbeer.

Donnerstag, am 27. Jan. Die Quälgeister. Lustsp. in 5 Aufz., nach Shakespear.

Sonabend, am 29. Jan. Emma di Resburgo.